

Zeitschrift:	Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber:	Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band:	70 (2014)
Heft:	1
Artikel:	Serie: Im Anfang war der Vers : Literatursprache im Wandel, Teil I: Frühzeit bis Klassik
Autor:	Andreotti, Mario
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-422095

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Serie: Im Anfang war der Vers

Literatursprache im Wandel, Teil I: Frühzeit bis Klassik

Wo die Alltagssprache sich wandelt, da wandelt sich, freilich mit gewissen Verzögerungen, auch die Sprache der Literatur. Und diesen Wandel der literarischen Sprache bekommen wir gerade heute drastisch zu spüren. Doch an welchen sprachlichen Prozessen erkennen wir das? Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir zunächst einen Blick zurück in die deutsche Literaturgeschichte werfen. Diese beginnt nicht mit Texten in Prosa, sondern mit solchen in Versen. Etwa mit den althochdeutschen Merseburger Zaubersprüchen aus dem 9. Jahrhundert, die so enden:

bêñ zi bêna, bluot zi bluoda,
lid zi geliden, sôse gelîmida sîn!¹

Es sind Verse, wie sie Kinder, wenn sie erste literarische Schritte machen, heute noch ähnlich schmieden: «Lirum larum Löffelstiel; Zaubern ist ja nur ein Spiel». Schon Kinder spüren intuitiv, dass mit dem Vers, mit dem Reim eine andere Sprache als die des Alltags gemeint ist, eine Sprache, die sich vom allgemeinen Sprachgebrauch gleichsam abhebt. In einem Bewerbungsschreiben wird niemand seinen Lebenslauf in Vers- und Reim-

form abfassen, wohl aber an einer Familienfeier.

Es gibt offenkundig zwei grundsätzlich verschiedene Verwendungsweisen der Sprache: eine kommunikative, mehr sachliche, die wir im Alltag, aber auch in den Wissenschaften gebrauchen und die wir Germanisten als *pragmatisch* bezeichnen, und eine poetische, die sich vor allem in literarischen Texten findet und für die wir den Begriff *fiktional* verwenden. Betrachten wir einen Satz wie den folgenden: «Heute ist der Geliebte meiner Mutter gestorben. Er war steinalt, kerngesund noch im Tod.» Da nehmen wir automatisch an, dass der Satz fiktional, also literarisch gemeint ist, denn wer ist in Wahrheit medizinisch schon kerngesund, wenn er gleichzeitig stirbt?

Dichtung fordert eine poetische Sprache

Die Unterscheidung von pragmatischer Alltagssprache und fiktionaler Literatursprache war nun für das Verständnis von Dichtung seit ihren Anfängen zentral. Und zwar so sehr, dass es in der deutschen Literatur bis um 1400 herum nur Dichtung in Versform gibt, weil ganz offensichtlich nur der Vers und keineswegs die Prosa als fiktional, als dichterisch

¹ Bein zu Bein, Blut zu Blut, Glied zu Glied, wie wenn sie geleimt wären.

galt. Und noch im 18. Jahrhundert, im Zeitalter von Aufklärung und Klassik, hielt man den Prosaroman, der in der Renaissance entstanden war, gegenüber dem Epos und der Tragödie, die beide in Versen verfasst sind, für derart minderwertig, dass sich die Literaturtheorie mit ihm nicht einmal beschäftigte. Ja, selbst im 19. Jahrhundert warf ein Gottfried Keller dem Berner Jeremias Gotthelf den Mangel an «ästhetischer Zucht» vor, und das unter anderem deshalb, weil sich Gotthelf nie ans Schreiben eines Gedichts, also einer Versdichtung, gewagt habe. So sehr empfand man eben nur die Versdichtung als wirkliche Dichtung, weil nur sie eine Sprache besitze, die sich durch ihren poetischen Charakter klar von der Alltagssprache unterscheide.

Die poetische Sprache neigt zum Kitsch

Als im 19. Jahrhundert, in den Epochen der Romantik und des Realismus, mit dem Siegeszug des Romans und der Novelle die Prosa den Vers, selbst im Drama, immer mehr zurückdrängte, übertrug sich die Forderung nach einer poetischen Sprache von der Versdichtung auf sie. «Dichten» hiess durch das ganze 19. Jahrhundert hindurch bis an die Schwelle des Naturalismus «poetisch dichten», d. h. eine Sprache wählen, die sich von der alltäglichen Umgangssprache klar abhob.

Nun birgt die poetische Sprache aber eine nicht zu unterschätzende Gefahr in sich: Sie neigt zur Überpoetisierung, d. h. zu einer mehr oder weniger wahllosen Häufung ästhetischer Reize. Dieser Gefahr ist seit der Romantik schon die Hochliteratur immer wieder erlegen. Die Trivialliteratur, wie es sie seit dem späten 18. Jahrhundert als Liebes-, Arzt- und Schicksalsromane gibt, erliegt ihr dann ganz. Das tönt dann etwa so:

Brunhild sass vor dem Flügel und liess die Hände voll süßer Schwärmerie über die Tasten gleiten. Langsam wuchs die Melodie zum Maestoso; sie rollte dahin in mächtigen Akkorden und kehrte wieder mit holden, flehenden, unsäglich süßen Kinderstimmen und mit Engelschören und rauschte über nächtliche Wälder und über die in tiefem Frieden schlummernde winterliche Heide.

Das ist ‹leeres› Wortgetön, eine auf Effekthascherei angelegte Sprache, bei der es dem Autor ganz offensichtlich allein darum geht, auf die Sentimentalität und Weichlichkeit des Lesers zu spekulieren. Beachten Sie bitte die Anhäufung von schmücken Adjektiven, die offenbar nur die Funktion haben, um Stimmung zu werben. Das ist nichts weiter als sprachlicher Kitsch oder etwas härter formuliert: Sprachmissbrauch.

Mario Andreotti